

„Alle miteinander bekleidet euch mit Demut...“

Sprengebericht von Bischof Tilman Jeremias

vor der Landessynode der Nordkirche am 26.02.2022

Hohes Präsidium, liebe Synodale,

mein diesjähriger Sprengebericht soll unter einem vielleicht erst einmal etwas überraschenden biblischen Motto stehen. Es findet sich im ersten Petrusbrief, Kapitel fünf, Verse fünf und sechs, und lautet:

„Alle aber miteinander bekleidet euch mit Demut; denn Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, damit er euch erhöhe zu seiner Zeit.“

Das altertümliche Wort Demut lässt mich in letzter Zeit nicht los und scheint mir mehr und mehr ein Schlüssel zu sein für Perspektiven in der gegenwärtigen Situation in Kirche und Gesellschaft. Und indem ich das Wort Demut ausspreche, zieht sofort dessen lange Problemgeschichte an mir vorüber; daher gleich zu Beginn zwei Abgrenzungen: Ich meine erstens mit Demut nicht eine bis zur Selbstverleugnung übersteigerte Unterwürfigkeit. Demütig ist nicht devot, wenn auch die Geschichte der Christenheit dieses Missverständnis immer wieder befeuert hat. Zum anderen verstehe ich Demut nicht als Lust an der eigenen Demütigung. Infolge mittelalterlicher Leidensmystik neigen manche Glaubende zu einer fast masochistischen Freude daran, erniedrigt zu werden. Anders als diese beiden Missverständnisse, devote Unterwürfigkeit und Lust am Leiden, möchte ich Demut verstehen

1. als nüchternen Blick auf die eigenen Verfehlungen
2. als Einsicht in die eigenen Grenzen und in die eigene Angewiesenheit
3. als aus diesen Einsichten folgendes solidarisches Handeln.

Der erste Petrusbrief richtet seine Mahnung zur Demut ausdrücklich an die Ältesten der Gemeinde. Leitung in der Gemeinde, so der Brief in den Versen zuvor, soll freiwillig und nicht gezwungen geschehen, nicht um Gewinns willen, sondern aus Herzensgrund, nicht als Herrschaft über die Gemeinde, sondern in Vorbildfunktion. Damit ist Demut in den Augen dieses Briefes hervorragende Voraussetzung für ein kirchliches Leitungsamt. Gut leiten kann nur, wer sich selbst nicht so wichtig nimmt, sondern alles von Gott erwartet, so der erste Petrusbrief.

Eine so verstandene Demut ist nichts anderes als Konsequenz der beiden wesentlichen anthropologischen Grundbestimmungen der Bibel, die den Menschen als Geschöpf und als Sünder beschreibt. Anders gesagt: Niemand hat sich selbst ins Leben gerufen, wir Glaubende wissen unser Leben als dem Schöpfergeist Gottes verdankt. Und: Menschliches Denken und Handeln sind notwendigerweise geprägt von Begrenztheit und Fehlerhaftigkeit, biblisch gesprochen von Sünde. Jeder einzelne Mensch und jedes von Menschen erdachte System bedarf der Korrektur, einer Fehlerkultur, eines Lernens aus dem Scheitern. Wir Glaubende wissen, dass wir nicht leben können ohne die Vergebung.

Damit ist die Demut so etwas wie der innerste Kern christlichen Glaubens. Denn sie weiß von der eigenen Anfälligkeit, Verführbarkeit und Schwäche ebenso wie von der unermesslichen Größe Gottes. Sich unter die gewaltige Hand Gottes zu demütigen heißt nicht Unterwerfung, sondern sich vertrauensvoll Einschwingen auf Gottes unergründliche Liebe, die das Universum im Innersten zusammenhält.

Die eigene Begrenztheit und Angewiesenheit auf andere zu akzeptieren führt uns dazu, uns von der Hybris zu verabschieden, das eigene Leben oder gar die Lösung globaler Probleme allein im Griff haben zu können. Und solcher Abschied führt uns als verletzte und ergänzungsbedürftige Wesen zueinander und lässt die Erkenntnis reifen, dass es miteinander einfacher und besser geht als isoliert oder gar gegeneinander.

Derart identifizierter Demut bedarf es in unseren Tagen dringend. Das möchte ich gern exemplarisch erstens anhand der gegenwärtigen Krise unserer Kirche durchbuchstabieren, zweitens anhand der Kommunikationskultur, drittens der Corona-Lage und schließlich viertens der Herausforderungen durch den Klimawandel.

1. Demut steht nach meiner Überzeugung gegenwärtig als Erste uns als Kirche gut zu Gesicht. Der Skandal vielfachen Missbrauchs von Schutzbefohlenen offenbart unser katastrophales Versagen an den eigenen, oft genug angemahnten moralischen Grundsätzen. Zu all den unüberschaubaren physischen und psychischen Verletzungen durch sexualisierte Gewalt kommt das kirchliche Scheitern am uns ebenfalls zentralen Maßstab der Wahrhaftigkeit durch Vertuschung und Verdunkelung dieser Verbrechen. Weitere ethische Diskussionsbeiträge von kirchlicher Seite setzen eine demütige Einkehr und umfassendes Schuldeingeständnis voraus, um noch als einigermaßen glaubwürdig überzeugen zu können. Zudem wissen wir jetzt: Mit der Aufarbeitung der erschreckenden Missbrauchstaten sind wir als Kirchen allein überfordert und angewiesen auf das Mitleid anderer, insbesondere der Betroffenen.

Darüber hinausgehen wir momentan auf die Zeiten des Kipppunktes zu, an dem in Deutschland Kirchenmitgliedschaft erstmals eine gesellschaftliche Minderheit markieren wird, eine Tatsache, die uns in Ostdeutschland schon lange Zeit vertraut ist. Dass Jahr für Jahr Zehntausende den Kirchen ihren Rücken kehren, hält uns den Spiegel abnehmender eigener Glaubenskraft vor. Wir Kirchen des Westens sind anders als die Geschwister im globalen Süden vor allem in einer elementaren

geistlichen Krise. Meine Afrikareise in den vergangenen Wochen hat mir diese große Differenz deutlich gemacht. In einer materiell so armen Kirche wie Tansania werden gegenwärtig ständig neue Gemeinden gegründet, Kirchbauten erweitert oder neu errichtet, der Glaube ist bestimmendes Thema des alltäglichen Lebens. Ein anderer Kipppunkt ist damit längst erreicht: Nicht etwa die schwedische ist wie einst die größte lutherische Kirche weltweit, sondern an Platz eins steht die äthiopische Mekane-Yesu-Kirche, gefolgt von der lutherischen Kirche Tansanias. Es ist dringend Zeit für eine neue Nord-Süd-Demut.

Eine adäquate Antwort auf unsere Glaubenskrise liegt in meinen Augen weniger in vollmundigen Erklärungen über Demographie oder Säkularisierung als vielmehr in der Rückbesinnung auf die zentralen Glaubensinhalte und in der demütigen Erkenntnis, dass mehr und mehr Menschen sehr gut leben können ohne christlichen Glauben und kirchliches Wirken. Die für uns als Kirchen fundamentale Kommunikation des Evangeliums von der grenzenlosen Liebe Gottes zu allen Menschen erreicht, allen kirchlichen Programmen und Reformprozessen zum Trotz, immer weniger Menschen in unserem Land.

Ich bin weit entfernt davon, diese Minderheitensituation zu idealisieren, als sei nun endlich die Zeit gekommen, in der nur noch der wahre entschieden glaubende Teil der Menschen Mitglied in der Kirche sei. Empirisch haben wir es vielmehr mit einer Erosion der gesamten Volkskirche zu tun. Und diese erfordert gegenwärtig vielleicht nichts so dringend wie Demut angesichts der überschaubaren Wirkungen eigenen Redens und Handelns. Demut heißt hier also vor allem Abkehr vom Aktionismus und Hinwendung zu stiller Einkehr, zu Gebet und Meditation. Erst diese Einkehr bringt uns zum wahren Schuldeingeständnis, zur realistischen Sicht auf die eigenen Verhältnisse und eine bescheidenere Selbsteinschätzung: Statt ständig gefragter Welterklärerin sind wir nur noch *eine* religiös begründete Stimme im ethischen Diskurs unter anderen. Und werden weiterhin gemessen an den von uns selbst hoch gehaltenen Werten.

Solche Hinwendung zur Demut hätte durchaus auch befreiende Wirkung: Wir können uns damit von der überfordernden selbst zugeschriebenen Rolle befreien, als wesentliche oder gar einzige Werteinstanz zu jedem gesellschaftlichen Thema umgehend Position zu beziehen. Öffentliche Theologie gewinnt an Überzeugungskraft, wenn sie aus dem Kern eigener Glaubensüberlieferung für Ausgegrenzte Stellung bezieht oder für die ausgebeutete Schöpfung. Demut zeigt sie, wenn sie zu Belangen zu schweigen lernt, die diesen Glaubenskern nicht berühren.

Viel erhoffe ich mir vom Europäischen Jugendtreffen der Gemeinschaft von Taizé dieses Silvester in Rostock. Wie schön, wenn Tausende Jugendliche aus ganz Europa in unserem Sprengel miteinander singen, beten und schweigen! Und wie gut, wenn

wir uns als Landeskirche durch zahlreiche Taizé-Andachten in diesem Jahr geistlich auf dieses Großereignis vorbereiten!

2. Ein Beitrag zum Umgang mit unserer momentanen Krise könnte eine Kommunikationskultur sein, die die Demut als Schatz lernbereiten Dialogs begreifen kann. Wie erquicklich und lehrreich wären Talkrunden oder Internet-Blogs, wenn dort Menschen miteinander im Gespräch wären, die offenen Herzens von anderen neue Impulse und Erkenntnisse erwarteten? Die sich in Diskussionen einbrächten in der demütigen Selbsteinschätzung, dass die eigene begrenzte Sicht immer der Korrektur und Ergänzung durch andere bedarf?

Miteinander reden wäre damit zunächst einmal durch Zuhören geprägt und nicht durch die forsche Durchsetzung eigener Positionen. Abweichende Meinungen würden als Bereicherung gelten und nicht als Bedrohung. Menschen anderer politischer, kultureller oder religiöser Couleur würden wir erst einmal als Gegenüber begegnen, die uns Neues, Interessantes, Erwägenswertes mitzuteilen hätten. Kommunikation als Voneinander- Lernen und Aneinander- Wachsen!

Diese reife Art des Austauschs geht nicht ohne eine dauernde demütige Selbstrelativierung. Auch einer festen Überzeugung, für die ich brenne und mich einsetze, darf widersprochen werden. Auch ein für mich tragendes Wertefundament wird nicht von allen geteilt. Demütiger Dialog ist darin fundamental demokratisch, als er abweichende Meinungen nicht nur ernst nimmt, sondern auch im Innersten nachzuvollziehen versucht. Demut heißt ferner zu akzeptieren, dass ich nicht alle für meine Position gewinnen kann. Dabei verbietet Demut nicht etwa Widerspruch. Aber Widerspruch ist hier Ergebnis eines Verstehensprozesses in empathischer Verbindung zu meinem Gegenüber.

Geduldiges und interessiertes Zuhören bringt uns näher zusammen wie auch das authentische, ehrliche Erzählen. Seelsorgende können zahlreiche Lieder anstimmen über die Heilsamkeit einer Kommunikation in Demut. Beglückend kann ein Gespräch verlaufen, wenn es sich als eine tiefe Begegnung zweier oder mehrerer Menschen darstellt, die einander gerade im Eingeständnis ihrer eigenen Ergänzungsbedürftigkeit beschenken.

Solch eine demütige, korrekturbereite Kommunikationskultur fehlt gegenwärtig insbesondere im Blick auf das Thema Impfen. Nach zwei Jahren Pandemie liegen die Nerven ohnehin blank. Debatten um die Impfpflicht sind geeignet, Familien und Freundschaften auseinander zu reißen und Gewalt auf die Straße zu bringen. Im eigenen Sprengel erlebe ich die Stimmung im Blick auf diese Debatte als extrem angespannt und die Bandbreite der Einstellungen als sehr weit. Ich selbst habe verschiedentlich in der letzten Zeit Gesprächssituationen mit mir nahe stehenden Menschen gerade auch aus der Kirche erlebt, in denen gegenseitiges Verstehen erst mühsam erarbeitet werden musste.

Zum einen haben wir uns als Kirche in den vergangenen Monaten als stark und überzeugend erwiesen in den Appellen, sich impfen zu lassen, zum eigenen Schutz und zum Schutz anderer. Viele Gemeinden und Einrichtungen auch im Sprengel Mecklenburg und Pommern haben Impfangebote im kirchlichen Raum organisiert. Damit haben wir einen wichtigen Beitrag zum Gesundheitsschutz geleistet.

Weniger stark und überzeugend waren wir lange Zeit jedoch nach meiner Einschätzung darin, in der aufgeheizten gesellschaftlichen Debatte moderierend und mäßigend zu wirken. Besonders wir im östlichen Teil der Landeskirche spüren täglich, wie der Riss dieses Streits auch mitten durch unsere Kirche geht. Darum haben wir als Kirche aus meiner Sicht gegenwärtig eine zentrale Rolle darin, Räume zu schaffen für demütige Kommunikation. Wir sollten regelmäßig Orte und Gelegenheiten anbieten, die Menschen ermutigen, die eigene Meinung frei heraus aussprechen zu können und dabei auf offene Ohren zu stoßen. Der Bundespräsident hat einen Dialog mit impfskeptischen Menschen vorgelebt. Gut, dass es mittlerweile mehr und mehr positive Beispiele solcher Öffnung von kirchlichen Gesprächsräumen gibt, in unserem Sprengel beispielsweise den HörRaum der Kirchengemeinde Neustrelitz, die offenen Online- Austauschrunden von „Kirche stärkt Demokratie“ im Sprengel „Ich hör dann mal hin...“ oder das sogenannte Nikolai- Quartett der Rostocker Innenstadtgemeinde.

Natürlich hat diese offene Kommunikation dort ihre Grenze, wo sie Feinden der Demokratie eine Bühne bietet. Weil Räume solcher Kommunikation aber vielerorts fehlen, lassen sich gemäßigte Menschen mit Bedenken gegen die Corona-Maßnahmen oder gegen das Impfen von solchen Feinden der Demokratie vor deren Karren spannen. Die sich mehr und mehr radikalisierenden Montagsspaziergänge verzeichnen nicht nur in Ostdeutschland weiter hohe Teilnahme und stellen jedenfalls hier eine echte Bedrohung der Demokratie dar. Gegen Verfassungsgegner und Gewalttäter brauchen wir einen wehrhaften Staat. Mitläuferinnen und Mitläufer sind nur zu erreichen, wenn sie sich mit ihren Ängsten und Bedenken gehört und ernstgenommen fühlen können. Hier liegt eine eminent herausfordernde Aufgabe für die gesamte Gesellschaft, aber eben auch besonders für uns als Kirche.

Bedauerlicher Weise haben wir als Kirche zeitweise Ungeimpften den Eindruck vermittelt, sie seien bei uns unwillkommen. Gottesdienste, die unter 2G gefeiert werden, schließen Menschen aktiv von der Teilnahme aus. Die Empfehlung, große Gottesdienste zu Heilig Abend aus Sicherheitsgründen so zu gestalten, sollte meiner Überzeugung nach die Ausnahme geblieben sein. Eine Kirche, die im Sinne der Jahreslosung niemanden abweist, heißt in aller Verantwortung bei den Hygienemaßnahmen unter der 3G- Regel gerade bei Gottesdiensten alle willkommen.

3. Demut ist angesichts der Pandemie weit über den Raum der Kirche hinaus angebracht. Ja, es scheint sich ein stiller Konsens gebildet zu haben, als sei eine der möglicherweise positiven Folgen der Corona-Zeit eine demütig- realistische Sicht auf

die Grenzen der modernen Wissenschaft, des Gesundheitssystems und politischer Maßnahmen im Blick auf das sichtlich nicht zu beherrschende Virus. Die Corona-Bekämpfung lässt sich jedenfalls im Blick auf die erschreckend ungleiche Verteilung von Impfstoff und effektiver Behandlung weltweit nur demütig als vielerorts gescheitert bilanzieren. Ein unsichtbarer Erreger bringt tausendfachen Tod, vernichtet Existenzen, beeinträchtigt globale Lieferketten und zwingt die moderne Hochleistungsmedizin in die Knie. Infizierte ringen hilflos um Luft, der Lockdown traumatisiert zahlreiche Menschen. Globale Ungerechtigkeit liest sich an den Zahlen verfügbaren Impfstoffs erdrückend deutlich ab. In Afrika liegt die Impfquote gegenwärtig bei ca. 10%, in manchen Ländern deutlich unter 5%.

Im Zusammenhang mit Corona erweist sich, dass Wissenschaft und Technik keine Vollkaskoversicherung sind. Die zerstörerische Macht des Virus legt die Grenzen menschlicher Macht offen. Demütig mit dieser Erkenntnis umzugehen hieße vor allem globale Solidarität im Kampf gegen die Pandemie, eine Solidarität, die letztlich infektiologisch auch dem reichen Norden zugutekäme.

Als Kirche brauchen wir Demut für einen bilanzierenden Rückblick auf die vergangenen zwei Jahre. Wir haben nicht geübt, was uns erwartete. Gemeinden und diakonische Einrichtungen haben immense Kreativität entwickelt, um in Kontakt mit ihnen anvertrauten Menschen zu behalten. Dennoch müssen wir uns selbstkritisch Fragen stellen wie: Haben wir nicht allzu schnell unsere Kirchentüren verschlossen und über zu lange Zeit Gottesdienste abgesagt? Haben wir Kinder und Jugendliche genügend im Blick gehabt, die am meisten unter den Corona-Maßnahmen zu leiden hatten bis hin zu schweren psychischen Schädigungen? Haben wir energisch genug darauf gepocht, insbesondere im ersten Lockdown, dass Menschen in Heimen und Kliniken seelsorgerliche Begleitung brauchen, dass sie auch an Vereinsamung sterben können? Hat es von Kirche und Theologie eine überzeugende und hörbare theologische Deutung dieser wuchtigen, weltweiten Krise gegeben?

4. Demut ist schließlich die adäquate Haltung, um die gewaltigen Herausforderungen durch den Klimawandel anzugehen. Da dies unser Schwerpunktthema auf dieser Synode ist, dazu nur kurz. Die Flutkatastrophe hat die unmittelbaren bedrohlichen Folgen der Erderwärmung vor unsere Haustür gebracht. Mitglieder unserer tansanischen Partnerkirche haben bei einer eindrücklichen Online-Konferenz des ZMÖ am 13. Januar mit 100 Teilnehmenden von den katastrophalen Dürrefolgen in ihrem Land infolge des Klimawandels erzählt.

Regelmäßig bedarf es einer Bilanz destruktiver menschlicher Eingriffe in die Schöpfung. Tausende unwiederbringlich verschwundene Tierarten, von Mikroplastik verseuchtes Meer, eine CO²-beheizte Atmosphäre, ausgebeutete Ressourcen – unsere Erde braucht Menschen, die deren Stöhnen zu hören vermögen. Demütig ist der nüchterne Blick auf die angerichteten Schäden wie das gemeinsame entschlossene Handeln dann, wenn wir uns von Machbarkeitswahn und Phantasien

unbegrenzten Wachstums verabschieden. Gern möchte ich hier noch betonen, dass ich den Klimaschutzplan des Kirchenkreises Mecklenburg für richtungsweisend und vorbildlich im Kampf gegen den Klimawandel halte.

Demütig ist nicht devot, sondern bedeutet die Einsicht in die Begrenztheit und Fehleranfälligkeit menschlichen Denkens und Handelns. Der erste Schritt der Demut ist der erschrockene Blick in die Abgründe eigenen Versagens und Scheiterns, persönlich wie kollektiv. Christlich gesprochen braucht es vor der Reue die Erkenntnis in die eigene Sündhaftigkeit. Nicht egomane Autokraten verdienen das Vertrauen, sondern verantwortungsvolle Menschen, die sich im Eingeständnis ihrer eigenen Grenzen zusammenschließen für ein Leben in Frieden miteinander und mit der Schöpfung.

In der biblischen Urerzählung vom Turmbau zu Babel aus Genesis 11 fährt Gott den Menschen in die Parade, die meinen, einen Turm bis in den Himmel errichten zu können. Wir leben in einer Zeit unzähliger Beispiele menschlicher Hybris. Die Ausbeutung unseres Planeten hat dessen Ökosystem massiv geschädigt. Die Ausbeutung armer Länder hat zu einer fatalen globalen Ungerechtigkeit geführt. Sprunghaft wachsende Migration ist Ausweis der Tatsache, dass menschliches Leben in Würde vielerorts kaum mehr möglich ist.

Demut ist angesichts dieser globalen Krisen Einkehr, nüchternes Hinsehen, Erschrecken. Ein innerer Prozess, den die Bibel als Umkehr bezeichnet. Solche Umkehr beginnt mit Metanoia, dem Umdenken. Die Erkenntnis der eigenen Grenzen, der Sündhaftigkeit, ist Voraussetzung für eine Korrektur destruktiven Handelns. Als der eigenen Begrenztheit bewusste Menschen merken wir, wie sehr wir auf andere angewiesen sind und auf Gottes vergebende Güte. Solches Bewusstsein begründet Handeln in Solidarität mit den Schwächsten und mit den begrenzten planetarischen Ressourcen. In diesem Sinn sind unserer Zeit in Religion, Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik möglichst viele demütige Menschen zu wünschen. Und wir als Christenmenschen sollten gerade an dieser Stelle unserer Vorbildfunktion gerecht werden.